

CHELSEA CAIN

Totenfluss

Buch

Nachdem er die schöne Serienkillerin Gretchen Lowell sicher hinter Schloss und Riegel gebracht hat, kann Archie Sheridan, Detective bei der Polizei in Portland und um ein Haar eines ihrer Opfer, nachts endlich ein wenig ruhiger schlafen.

In der Stadt jedoch herrscht Krisenstimmung: Seit Tagen ist der Willamette ein reißender Strom, und schon mehrere Menschen sind der Überschwemmung zum Opfer gefallen. Zumindest auf den ersten Blick ... Denn die Frau, die in einem Vergnügungspark gefunden wird, ist nicht etwa ertrunken: Der Rechtsmediziner entdeckt eine winzige Einstichwunde auf ihrer Haut. Archie nimmt die Ermittlungen auf. Als drei weitere Leichen aus den Fluten geborgen werden, die vergiftet wurden, weiß er, dass er es mit einem kaltblütigen Serienkiller zu tun hat.

Die Reporterin Susan Ward, die ein Porträt über Archie schreibt, verfolgt die Arbeit der Polizei mit großem Interesse. Im Laufe ihrer eigenen Nachforschungen wird Susan zur zentralen Figur in Archies Ermittlerteam, das nicht nur das Motiv des Serientäters, sondern auch den Namen des Giftes herausfinden muss, mit dem er seine Opfer tötet.

Autorin

Chelsea Cain, geboren 1972, ist Journalistin und Schriftstellerin. Mit *Furie*, *Grazie* und *Gretchen* hat sie einen fulminanten Erfolg beim deutschsprachigen Publikum erzielt und ist seitdem eine der erfolgreichsten internationalen Thrillerautorinnen. Chelsea Cain lebt in Portland, Oregon. *Totenfluss* ist ihr vierter Roman.

Von Chelsea Cain sind bei Blanvalet bereits erschienen:

Furie (37004) · *Grazie* (37224) · *Gretchen* (37225)

Chelsea Cain

TOTENFLUSS

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Fred Kinzel

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Night Season« bei Minotaur Books,
St. Martin's Press, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2012

bei Blanvalet, einem Unternehmen

der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Verite Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign, München,

unter Verwendung eines Motivs von Vitaly Korovin/Shutterstock

Redaktion: text in form, Gerhard Seidl

DF · Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

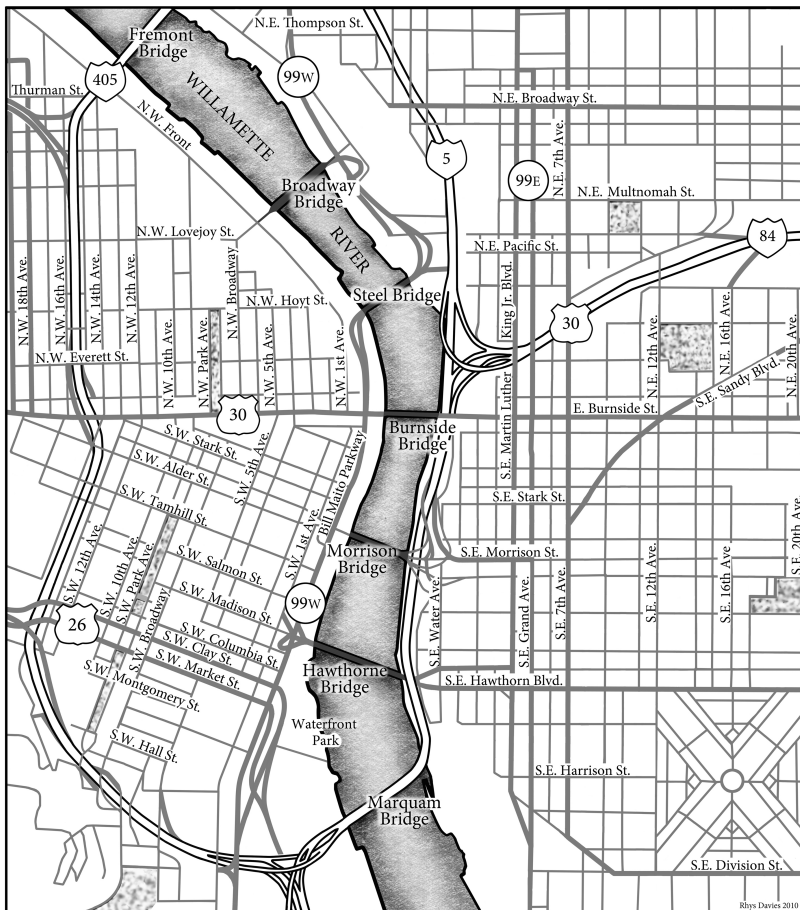
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37857-9

www.blanvalet.de

Für meinen Mann, Marc Mohan

PORTLAND



DENKEN SIE DARAN:
DIE DEICHE SIND IM AUGENBLICK SICHER.
SIE WERDEN, WENN NÖTIG, GEWARNT.
SIE WERDEN GENÜGEND ZEIT HABEN,
DIE STADT ZU VERLASSEN.
KEINE AUFREGUNG.

*Bekanntmachung der Wohnungsbaubehörde von Portland für
die Bewohner von Vanport, Oregon, am 30. Mai 1948*

PROLOG

Memorial Day 1948

Floyd Wright kam atemlos und mit rotem Kopf in Williams' Büro gestürzt, seine Kleidung war staubig von der Fahrt auf der Draisine.

»Es sieht schlimm aus«, sagte Floyd.

Williams erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Er nahm die Nachricht mannhaft auf. Man wurde nicht Präsident der Portland Union Stockyards, wenn man nichts einstecken konnte. Er hatte gewusst, dass das passieren konnte. Deshalb hatte er Floyd auf Patrouille geschickt. Er rechnete bereits ihre Verluste durch, dirigierte Viehwaggons auf alternative Strecken um. Auch wenn die Gleise ein paar Tage lang nicht benutzbar waren, konnten sie die Metzger weiter mit Fleisch versorgen.

Williams' Sekretärin hastete hinter Floyd ins Büro, aber Williams wollte nicht von ihr unterbrochen werden. Er machte ihr ein Zeichen, zu warten, und sie blieb stehen.

Floyd hielt den Hut in der Hand. »Es ist die Westseite«, sagte er. »Ein vollständiger Bruch auf mindestens zwanzig Meter Länge.«

Zwanzig Meter? Sie hatten mit der einen oder andern undichten Stelle im Damm gerechnet, die man reparieren konnte. Ein Bruch auf zwanzig Meter Länge war etwas völlig anderes. Dafür gab es keine Notfallpläne.

»O mein Gott«, sagte die Sekretärin.

Sie hatte die Hand vor den Mund geschlagen und starrte aus dem Fenster.

Williams hatte genügend Zeit an diesem Fenster verbracht und die Viehwaggons hereinkommen sehen, um genau zu wissen, worauf sie blickte.

Er ging um seinen Schreibtisch herum, trat rasch neben sie und bedeutete Floyd, sich ihnen anzuschließen. Es war ein klarer, sonniger Tag, fünfundzwanzig Grad warm. Keine Wolke am Himmel. Das Büro lag im obersten Stockwerk. Über vierzig Hektar Pferche hinweg, in denen Vieh auf den Schlachter wartete, hatten sie einen guten Blick auf die Stadt Vanport und die Eisenbahnschienen, die die Ostgrenze der Stadt bildeten. Zweiundsiebzig zweistöckige Wohngebäude standen in Vierergruppen um Infrastruktur-Bauten – ein Kino, eine Grundschule.

Der Eisenbahndamm fungierte als Deich, der den Smith Lake von der Überflutungsebene Vanports trennte. Der Deichbruch war bis hier oben sichtbar. Wo Kies und Erde dem Druck des Sees nachgegeben hatten, strömte braunes Wasser über die Gleise und zur Stadt hinunter.

Vanport würde überflutet werden, und zwar schnell. Williams fühlte, wie sich seine Eingeweide verkrampften. Die Viehhöfe lagen oberhalb der Überschwemmungsebene. Die Gebäude, das Vieh – das Wasser konnte sie nicht erreichen. Aber die Menschen in Vanport. *All diese Menschen.*

»Rufen Sie den Stadtdirektor von Vanport an«, rief Williams seiner Sekretärin zu. »Sagen Sie ihnen, im Bahndamm nicht weit von der nordwestlichen Ecke des Baugebiets ist ein zwanzig Meter breites Loch.«

Das Mädchen zögerte. Ihr Blick war wild.

»Sofort«, sagte er.

»Ja, Sir«, antwortete sie, machte kehrt und lief zu ihrem Schreibtisch im Vorzimmer hinaus.

Fünfzehntausend Menschen wohnten in Vanport. Arbeiter. Familien. Sehr viel weniger, als während des Kriegs dort gewohnt hatten. Die Wohnungen waren billig, aber die Wände waren papierdünn, und es gab nachts kein warmes Wasser und keine Heizung.

»Die Leute haben keine Telefone«, sagte Floyd. »Hat die Gesellschaft so entschieden.«

Während die Minuten verrannen, horchten die beiden Männer schweigend nach den Notfallsirenen. Williams hörte nichts. Er schob das Fenster hoch. Der Geruch nach Vieh und Heu breitete sich im Büro aus, er hörte das Murren der Kühe und das Trampeln ihrer Hufe auf der kahlen Erde. Aber er hörte noch immer keine Sirenen.

Es war 16.35 Uhr.

Seine Sekretärin kam zurück.

»Und?«, fragte Williams.

»Ich habe es ihnen gesagt«, antwortete sie.

Weitere Minuten vergingen. Williams wurde langsam wütend. Er griff nach einem Fernglas, das er immer auf dem Fensterbrett liegen hatte. Der Bruch war breiter geworden, er war jetzt fast einen Straßenblock lang. Das Wasser des Smith Lake ergoss sich wie ein schimmernder brauner Katarakt über den Deich. Es kam mit solcher Gewalt daher, dass Williams seine Bewegung sah, wie es sich westlich des Deichs ausbreitete, wo sich ein neuer See bildete, der mit jeder Sekunde umfangreicher wurde, und das schlammige Wasser verwandelte sich, während es vorrang, es reflektierte das ruhige Blau des Himmels und

wirkte täuschend friedlich. Er folgte dem Wasser mit dem Fernglas nach Westen, auf Vanport zu. Ein Junge fuhr mit seinem Fahrrad durch das einen halben Meter tiefe Wasser, das sich bereits auf der North Portland Road gesammelt hatte. Ein Auto kam die Victoria Avenue entlang. Ein Paar spazierte gemeinsam durch einen Park.

»Warum brauchen sie so lange?«, fragte Floyd.

Es war eine verdammt gute Frage.

Williams legte das Fernglas beiseite und griff zu dem Telefon auf seinem Schreibtisch, seine Handflächen waren glitschig vor Schweiß. Aber er machte selbst keine Anrufe. Das erledigte seine Sekretärin für ihn. Er sah sie hilflos an, und sie kam um den Schreibtisch herum, nahm den Hörer und wählte, dann gab sie ihm den Hörer.

»Hallo?«, meldete sich eine Männerstimme.

»Alarmieren Sie um Himmels willen diese Leute«, brüllte Williams in das Telefon.

Wenige Minuten darauf setzten die Sirenen endlich ein.

Williams schaute auf seine Armbanduhr. Es war 16.47 Uhr.

Der gesamte Bahndamm hatte inzwischen nachgegeben, und der See ergoss sich ungehindert über ihn. Die von der Wucht des Wassers verbogenen Eisenbahnschienen schienen in der Luft zu hängen, da die Erde unter ihnen fortgeschwemmt war.

Die Sekretärin begann lautlos zu weinen. Williams hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aber er wusste nicht, was. Floyd hustete. Niemand sprach. Die drei standen wortlos am Fenster, während das Wasser weiter anschwellte. Das Fernglas lag auf dem Fensterbrett. Williams wollte nichts sehen.

Gegenwart

Theoretisch war der Park geschlossen.

Aber Laura kannte eine Stelle, wo der Drahtzaun einen Riss hatte, und dort hatte sie ihre Australian Shepherds durchgelassen und war selbst hinterhergestiegen. Der Park sah aus wie ein kleiner See. Es gab tatsächlich keinen schlammigeren Ort im Winter in Portland, Oregon, als den West Delta Dog Park, und das wollte etwas heißen.

Die Hunde liefen vor ihr in das stehende Wasser, spritzten es hinter sich auf und waren schon jetzt ganz verfilzt von Morast und totem Gras. Gelegentlich wandten sie den Kopf zu ihr um, und ihr Atem kondensierte in der warmen Januarluft.

Laura wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. Es war ein schrecklicher Tag für einen Aufenthalt im Freien. Ihre Regenhose glänzte vor Nässe, ihre Laufschuhe waren durchgeweicht. Sie hatte den frühen Morgen damit verbracht, in der City Sandsäcke aufzufüllen, bis ihr Rücken schmerzte. Der Ermüdungsbruch in ihrem Fuß tat weh. Gönnen Sie sich sechs Wochen Pause, hatten die Ärzte gesagt. Von wegen.

Die Wolkendecke hing so tief, dass die Baumwipfel sie zu streifen schienen.

Sie liebte es.

Das übelste Wetter, ein schmerzender Körper – nichts hielt sie im Haus. Radfahren, Laufen, mit den Hunden rausgehen, sie war jeden Tag draußen, komme, was wolle. Nicht wie all diese Poser, die im Sommer in ihren schicken Lauf-Shirts und mit ihren iPods die Esplanade entlangjoggten. Wo waren sie mitten im Winter? Im Fitnessklub, dort waren sie.

Gott, wie Laura diese Leute hasste.

Franklin sah zu ihr zurück, wedelte mit seinem Stummelschwanz, bellte einmal und legte die Ohren an, dann sauste er über die alte Straße davon in Richtung Altwasser. Es war ihre übliche Route. Penny, der Welpen, hielt sich dichter an Laura, er rannte immer ein paar Meter vor und kam dann in einem Bogen wieder zurück.

Dann hörte es Laura. Sie hatte es die ganze Zeit gehört, aber es war zu einem Hintergrundgeräusch geworden, einem Umgebungsgeräusch wie ein Düsenflugzeug, das über sie hinwegflog.

Die Altwasser des Columbia.

Sie wusste, das Wasser würde hoch sein. Sie hatten im Dezember massenhaft Schnee gehabt. Dann war es wärmer geworden und hatte zu regnen begonnen. Das bedeutete Schneeschmelze von den Bergen. Eine Menge davon. Die Flutkanäle waren voll, der Willamette drohte die Stadt zu überschwemmen. Die Lokalnachrichten kannten Tag und Nacht kein anderes Thema, man erwog, die Innenstadt zu evakuieren. Aber das war der Willamette, und der war meilenweit entfernt.

Als Laura an den Bäumen vorbei um die Kurve bog, wo sich der alte Betonpavillon in die Uferböschung des Sumpfs schmiegte, blieb ihr der Mund offen.

Im Sommer war das Altwasser ruhig und flach und so dicht von Algen bedeckt, dass es fest genug aussah, um darauf gehen zu können. Jenes Altwasser stand so reglos, dass sich Laura wunderte, wie etwas darin überleben konnte. Es sah aus wie ein Eimer Wasser, den man den ganzen Sommer über auf der hinteren Veranda stehen lassen hatte.

Dieses Altwasser hier lebte. Es bewegte sich, als wäre es wütend und verängstigt, es schäumte hoch und schnell. Gischt schlug ans Ufer, riss Treibgut los und spülte es flussabwärts. Laura sah, wie ein Ast ins Wasser gesaugt wurde, und verlor ihn augenblicklich aus den Augen, als er von brodelndem Schaum geschluckt wurde.

Franklin war ein Stück voraus, er schnupperte an dem alten Betonpavillon am Ufer des Altwassers herum. Er winselte und sah sie an.

Sie rief seinen Namen und schlug sich an den Oberschenkel. »Verschwinden wir von hier«, sagte sie.

Er machte kehrt, um zu ihr zu kommen. Er war ein geretteter Hund. Ihr Mann hatte ihn im Internet aufgetan. Er war in einer Scheune in Idaho gehalten worden, wo er wenig Futter und keine menschliche Nähe bekam. Es hatte Jahre gedauert, bis er lernte, Menschen zu vertrauen. Und es erfüllte Laura mit Stolz, wenn sie sah, was für ein guter Hund er jetzt war.

Trotz des Tosens des Wassers hatte er sie gehört. Er hatte sich umgedreht, um zu ihr zu kommen.

In diesem Moment geschah es.

War er ausgerutscht? War das Wasser plötzlich gestiegen und hatte ihn mitgerissen? Sie wusste es nicht.

Er sah ihr in die Augen, und in der nächsten Sekunde war er verschwunden.

Sie brauchte einen Moment, um ihre Erstarrung zu überwinden. Und dann legte sie los.

Ihr Hund würde nicht sterben. Nicht so. Sie rannte. Sie dachte nicht an den Ermüdungsbruch. Den schmerzenden Rücken. Den tosenden Fluss. Sie lief ans Ufer und suchte das Wasser nach Franklin ab, während sich Penny wild bellend an ihre Fersen heftete.

Ihr Herz machte einen Satz. Sie sah ihn, für einen winzigen Moment erhaschte sie einen Blick auf ein nasses Fellknäuel, das in der reißenden Flut kämpfte. Er bewegte sich bereits flussabwärts, aber er lebte und hielt die Nase über Wasser.

Sie hatte mehrere Möglichkeiten.

Vielleicht hätte sie länger darüber nachgedacht, wenn Franklin ihr in dem Moment, in dem es geschah, nicht in die Augen gesehen hätte. Sie hätte vielleicht um Hilfe gerufen oder wäre am Fluss entlanggelaufen oder hätte sich ein Seil um den Bauch gebunden.

Sie wusste, was meist mit Leuten geschah, die hinter ihren Haustieren ins Wasser sprangen.

Sie starben.

Aber Laura hatte in Franklins braunen Augen etwas gesehen. Er hatte sie direkt angesehen.

»Bleib hier«, sagte sie zu Penny.

Und dann stürzte sie sich ins kalte Wasser.

Luras erste Empfindung in dem dahinschießenden Matsch war, dass sie nicht atmen konnte. Sie war einmal mit ihrem Rad von einem Auto angefahren worden. Es war genauso. Als würde einem alle Luft durch einen Aufprall gegen Metall und Asphalt wegbleiben. Sie zwang sich, tief Luft zu holen, und versuchte, sich zu orientieren. Ihr Kopf

war über Wasser, der nasse Zopf um ihren Hals geschlungen. Sie hatte sich bereits einmal gedreht, war bereits vier Meter von Penny entfernt, fünf, sieben. Das Tosen des Wassers war erbarmungslos. Äste und Zweige schlugen in der Strömung an Lauras Gesicht und brannten auf der Haut. Penny bellte und sprang aufgeregt am Ufer herum, doch bald konnte Laura sie nicht mehr hören.

Wo war Franklin?

Laura mühte sich ab, ihn zu sehen, aber auf Wasserhöhe sah sie nur weiteres Wasser. Sie war inzwischen fünfzehn Meter von Penny entfernt. Zwanzig. Sie sah nichts. Sie konnte das Ufer nicht sehen. Nur den Himmel, dunkle Wolken über ihr.

Treiben lassen.

Überleben in kaltem Wasser. Wenn man schwamm, verlor man Wärme.

Einfach treiben lassen.

Sie holte tief Luft und hob ihre Hände, die bereits taub und fremd waren, als gehörten sie jemand anderem, und sie streckte die Arme zur Seite, hüpfte auf dem Rücken liegend auf und ab und ließ sich von der Strömung mitnehmen.

Die Strömung hatte Franklin mitgenommen.

Sie würde sie zu ihm bringen.

Kaltes Wasser füllte ihre Ohren. Sie schmerzten. Ihre Zähne klapperten, aber das Geräusch ging im Donnern des Flusses verloren. Ihre mit Wasser vollgesogene Kleidung zog sie nach unten.

Und dann hörte sie ihn.

Laura drehte sich herum und kämpfte sich mit letzter Kraft durch die Strömung auf das Wimmern zu. Er war da, in der Wurzel eines umgestürzten Baums gefangen, vom

Wasser eingeschlossen. Er sah sie, stellte die Ohren auf und versuchte vergeblich, zu ihr zu paddeln.

Sie erreichte ihn.

Sie wusste nicht wie.

Sie erreichte ihn und schlang die Arme um seinen Hals. Er hätte sich wehren können. Das taten Tiere, sie gerieten in Panik. Aber nicht Franklin. Er erschlaffte. Er erschlaffte in ihren Armen, und es gelang ihr, mit dem Baum als Hebel die Fersen in den Schlick am Boden des Altwassers zu stemmen und sich zentimeterweise mit dem Hund im Arm ans Ufer zurückzuarbeiten.

Sie sank erschöpft in den Schlamm und ließ den Hund noch immer nicht los. Ihr Herz hämmerte. Sie waren beide durchnässt. Franklin jaulte und leckte ihr Gesicht.

Sie hatten es geschafft.

Sie drehte sich auf den Rücken, beinahe schwindlig vor Glück. Sie lebten. Sie hätte gern gesehen, ob einer von diesen Schönwetter-Joggern auf der Esplanade so etwas überleben würde.

Franklin schüttelte sich das Wasser aus dem verfilzten Fell, und Laura hob eine Hand schützend vors Gesicht. »Hey, immer langsam, mein Junge«, sagte sie.

Franklin knurrte und entblößte die obere Zahnreihe. Er blickte auf etwas hinter ihr.

»Was ist?«

Franklin hielt den Blick unverwandt auf eine Stelle über Lauras Schulter gerichtet.

Laura schauderte, sei es vor Kälte oder aus Angst.

Sie drehte sich um.

Im Uferschlamm lag, noch halb verdeckt, ein menschliches Skelett.

Susan Ward sang lauthals zu »Smells Like Teen Spirit« mit, als sie fast eine Möwe überfahren hätte.

Portland lag eine Stunde vom Meer entfernt. Aber wenn es an der Küste windig war, wurden die Möwen landeinwärts geweht.

Seit die Unwetter vor zwei Wochen begonnen hatten, suchten die Vögel in Massen die Stadt heim. Sie plünderten offene Abfallcontainer, schissen auf Veranden und standen schnatternd in kleinen Gruppen auf dem Gehsteig herum wie Erstklässlerinnen in der Pause. Es waren ungehaltene, herrische Vögel. Aber Susan dachte, sie wäre wohl auch ungehalten, wenn es sie gerade fünfzig Meilen weit übers Land geblasen hätte.

Susan drückte auf die Hupe, und die Möwe sah sie vorwurfsvoll an und flog in den Regen davon. Es war eine männliche westliche Möwe – weiß mit schieferfarbenen Flügeln und einem gelben Schnabel. Es waren große Vögel, kniehoch und gebaut wie Türsteher, nicht wie die dünnen Atlantikmöwen. Susan wusste nicht mit Bestimmtheit, dass es ein Männchen war, es war nur eine Theorie von ihr. Etwas an der Art, wie der Vogel sie angesehen hatte, brachte sie darauf.

Sie entdeckte Archies ziviles Polizeiauto auf dem letzten trockenen Flecken Asphalt auf dem Parkplatz und schaffte es, ihren alten Saab in die Lücke daneben zu quetschen,

dann klappte sie die Kapuze ihrer Öljacke hoch und trat in den Regen hinaus.

Es war früher Nachmittag, aber es sah wie Abend aus. So war das in Portland im Winter. Permanentes Dämmerlicht.

Der Regen auf ihrer Kapuze klang wie Fett, das in einer Bratpfanne brutzelt. Susan bekam Sehnsucht nach Bacon.

Sie sah den Hang hinunter, wo sich der Oaks Park an den angeschwollenen Willamette River schmiegte.

Susans Einstellung zu Parks war wie ihre Einstellung zur Natur im Allgemeinen. Sie mochte die Vorstellung, dass sie existierte, aber sie verspürte nicht das Bedürfnis, persönlich an ihr teilzuhaben. Dies hier war kein besonders beliebter Aussichtspunkt in Portland. Generell waren die Bewohner Portlands sehr stolz auf ihre Parks und fühlten sich genötigt, sie regelmäßig zu besuchen, selbst mitten im Winter, wenn es dunkel war, die Rasenflächen sich in Schlamm verwandelt hatten und niemand sich die Mühe machte, den Kot seiner Hunde aufzuheben. Es gab Wildnisparks, Rosengärten, Rhododendrongärten, japanische Gärten, klassische chinesische Gärten, Skater-Anlagen, öffentliche Plätze, Parks mit Brunnen, Kunst im öffentlichen Raum, fahrbaren Essensständen, Tennisplätzen, Schwimmbädern, Wanderwegen, Denkmälern und Amphitheatern. Es gab sogar den kleinsten Park der Welt, den Mill Ends Park, der etwa sechzig auf sechzig Zentimeter maß. Susan hatte Letzteren immer irgendwie lächerlich gefunden.

Dann gab es den Oaks Park – »Wo der Spaß nie endet!« Er existierte seit Menschengedenken, also etwa seit

hundert Jahren. Ein paar Dutzend Fahrgeschäfte, eine Rollerskate-Bahn, Losbuden, Picknicktische. Gesundes Vergnügen für die ganze Familie, unterbrochen von kurzen Zeiten, da der Park ein angesagter Drogentreffpunkt oder der Ort für eine schnelle Nummer im Van war.

Auf dem Karussell hatte man eine Leiche gefunden.

Susan lächelte. Manchmal schrieb sich dieses Zeug wie von allein.

Sie rutschte das letzte Stück Hang hinunter und betrat den Rummelplatz durch den hübschen weißen Holzbogen.

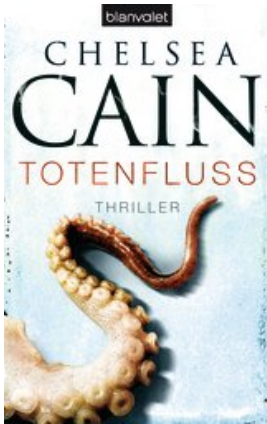
Die Polizisten, die um das Karussell herumstanden, sahen mitleiderregend aus. Vornübergebeugt, mit im Wind flatternden schwarzen Ponchos, erinnerten sie Susan an Krähen, die ein Stück Aas plünderten.

Alle außer Detective Archie Sheridan.

Er stand abseits der anderen und trug eine dieser Jacken mit pelzgefütterten Kapuzen, die man sich in Army-Ausrüstungsläden besorgt, bevor man zu einer Polarexpedition aufbricht.

Es war zehn Grad warm, praktisch tropisch für Januar, aber er hatte die Kapuze oben. Dass es Archie war, erkannte sie nur an der Art, wie er sich absolut still hielt, eine Hand in der Tasche, die andere um einen großen Pappbecher Kaffee geschlossen, nur beobachtend.

Er blickte herüber, sah sie und hielt den Pappbecher als eine Art geistesabwesendes Winken in die Höhe. Sein schuldbewusstes Gesicht war zerknittert wie eh und je, krumme Nase, schwere Augenlider, aber seine Haut hatte wieder etwas Farbe, und in seinen Augen war mehr Leben. Ein grüner Schal bedeckte die waagrechte Narbe an



Chelsea Cain

Totenfluss

Thriller

[Archie-Sheridan-Reihe 4]

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37857-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2012

Archie Sheridan hat es mit einem neuen unberechenbaren Gegner zu tun!

Portland, Oregon. Der Willamette River ist seit Tagen ein reißender Strom, und schon mehrere Menschen sind der Überschwemmung zum Opfer gefallen. Zumindest auf den ersten Blick ... denn der zweite, genauere Blick der Pathologen enthüllt, dass wenigstens eine der Toten nicht etwa ertrunken ist, sondern vergiftet wurde, bevor sie ihr nasses Grab fand. Schon bald finden die Ermittler, allen voran Archie Sheridan, weitere Opfer eines Mörders, der sich der Flut bedient, um seine Taten zu verschleiern ...